

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Im Gericht Sanct Fridolins

[urn:nbn:de:bsz:31-338974](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338974)

Im Gericht Sanct Fridolins

1.

In den ersten Tagen eines Märzmonats hatte der Winter unerwartet nochmals stürmische Einkehr gehalten im Tale des Hochrheins und auf den angrenzenden Höhen des Schwarzwaldes und des Jura. Über die Höhenzüge und das Rheintal hinweg fuhren im heulenden Sturme die Schneewirbel durch die Lüfte und warfen einen weißen Mantel über die Städte und Dörfer und löschten jede Sicht zwischen den Bauernhöfen, die an den zum Rheintale niedersteigenden Hängen lagen, im dichten Schneegestöber aus. In einsamer Abgeschlossenheit trotzten die Häuser dem Sturme, niemand trat vor die Türe in das graue Zwielicht hinaus.

Obwohl es noch früh am Nachmittag war, hatte man in den Stuben die Lampen angezündet, weil der Schneesturm das Tageslicht verdunkelte. In der Schlafkammer des Schmiedes und Bauern Magnus Eckert brannte auch ein Lichtlein; aber es war das Licht des Krankenzimmers eines Schwerkranken, das gespenstische Licht eines Dochtes, der, auf einer Ölschicht in einem Glase mit Wasser schwamm und das dunkle Zimmer mit seinem matten Scheine schwach erhellte. Magnus hatte den Schmiedehammer schon seit Wochen beiseitegelegt und die Besorgung von Stall und Scheune seiner Tochter Verena und einer jungen Verwandten überlassen müssen. Doch kam auch Franz, der Bräutigam Verenas, fast täglich und half bei der Arbeit. Es war dies ein jüngerer Sohn aus einem benachbarten Bauernhause, der mit Verena zusammen einmal das bäuerliche Anwesen übernehmen und auch die Schmiede besorgen sollte; denn er hatte bei Verenas Vater das Schmiedehandwerk erlernt.



Die Krankheit des Vaters Magnus hatte sich als unheilbar erwiesen. Verena hatte ihn aus dem Krankenhause nach Hause zurückholen müssen, weil er daheim sterben wollte, und nun sah er seinem Ende entgegen. Am Vormittag des vorausgegangenen Tages hatte sich der Pfarrer durch die Schneewehen zum Hause des Schmiedes durchgekämpft und Magnus geholfen, die Rechnung im Kontobuch seines Lebens endgültig abzuschließen. Über seinen Besitz aber hatte er schon vor einiger Zeit in einem Testamente verfügt, vor vierzehn Tagen aber dieses Testament verworfen, ein neues abgefaßt und Verena geheißt, das erste Testament unverzüglich zu verbrennen, wozu Verena scheinbar zustimmend ja gesagt hatte. Der Vater konnte das nicht mehr selber tun; er hatte das zweite Testament im Bette geschrieben, konnte dieses aber nicht mehr verlassen.

Nun lag er da und hatte die Hände gefaltet; ganz still war er, wie wenn er auf etwas horchen wollte. Etwa auf den Sturm, der draußen tobte? Das war es nicht. Sein Horchen ging viel weiter, ging in die Ewigkeit, auf deren Anruf er wartete. Plötzlich aber bewegte er den Kopf und rief Verena, die sich für einen Augenblick durch die offenstehende Türe in die anstoßende große Stube begeben hatte, wieder an sein Bett. Mit schwacher Stimme fragte er sie: „Verena, ist die Sache mit dem Testamente in Ordnung?“ Das hochgewachsene Mädchen schaute mit Tränen in den Augen auf den sterbenden Vater und schwieg zuerst; dann erschien eine strenge Falte auf der Stirne Verenas, sie beugte sich ein wenig zum Vater nieder und sagte: „Es ist in Ordnung, wie es sich gehört.“ Da wandte Magnus nochmals seine Augen zur Tochter und wollte sich aufrichten, um noch etwas zu sagen. Aber er fiel in die Kissen zurück, seufzte, und dann hatte er vollendet. Der Sturm schlug gerade wieder mit einem heftigen Stoße gegen das Kammerfenster, stieß klirrend einen Flügel auf und löschte das flackernde Öllicht auf dem Tische aus.

Verena schloß das Fenster und setzte sich aufschluchzend, das Gesicht in die Hände vergraben, an das Sterbebett des Vaters. So blieb sie eine Weile sitzen, dann stand sie auf, ging in die Stube hinaus und zündete dort die Lampe an. Da fiel ihr Blick auf das große Kruzifix im Herrgottswinkel; sie wollte sich abwenden, vermochte es aber nicht. Mit diesem Kruzifix hatte es nämlich eine besondere Bewandtnis. Es hing vor langen Zeiten einmal in einer kleinen offenen Feldkapelle, die völlig zerfallen war. Ein Vorfahre des verstorbenen Magnus hatte das Kreuz gerettet, indem er es in seine Wohnung brachte, es wieder instandsetzten ließ und dann im Herrgottswinkel anbrachte. Der Gekreuzigte hatte aber eine besondere Eigentümlichkeit: er blickte mit auffallend großen Augen schein-

bar geradeaus dem Beschauer ins Gesicht; aber in Wirklichkeit sah er jedermann so an, auch wenn man sich mehr seitwärts stellte: man konnte in der Stube seinem Blicke nicht entfliehen. Vater Magnus hatte seine Kinder, als sie noch klein waren, wenn er es für nötig hielt, auf die tiefe Bedeutung der allgegenwärtigen Augen hingewiesen.

Schon wollte jetzt Verena die Stube verlassen, um ihrer Verwandten, die in der Küche beschäftigt war, mitzuteilen, daß der Vater soeben gestorben sei, als sie sich wie unter einem Zwange nochmals umwandte, — und wieder sahen sie die Augen des Gekreuzigten an. Nicht immer hatte Verena darauf geachtet, sie war es ja so gewohnt, aber jetzt traf der Blick in ihr Innerstes. Aber Verena konnte sehr hart sein, wie es der Vater manchmal gewesen war, und nun sogar in einem Falle, der jetzt ihr Gewissen heftig beunruhigte.

2.

Verena hatte nämlich noch einen Bruder, den Fridli (Fridolin), der wie sein Vater Schmied geworden, dann aber in die Fremde gegangen war und in einer Fabrik in seinem Berufe Beschäftigung gefunden hatte. Er war aber in eine ganz neue Welt geraten, und mit der Zeit erging es ihm wie so vielen, welche die ländliche Heimat verlassen hatten: die heimatlichen Verhältnisse erschienen ihm viel zu eng, die väterlichen Anschauungen beschränkt und altmodisch; denn er hatte sich von den Reden der Kameraden über Freiheit und Fortschritt und den Spott über seinen „hinterwäldlerischen Aberglauben“ mehr und mehr beeindruckt lassen und war der damals immer mehr überhandnehmenden materialistischen Weltanschauung verfallen. Nun hatte er auch nicht mehr die Absicht, die Nachfolge seines Vaters in der Heimat anzutreten; das mochte für den in seinen Augen beschränkten Franz, den Verlobten seiner Schwester, besser passen, der dem Glauben und den Sitten der Heimat die Treue hielt. Fridli selbst verlobte sich mit einem Mädchen, das schon in der neuen Weltanschauung aufgewachsen war und ihn darin nur bestärkte.

Diese ganze Gegensätzlichkeit wurde offenbar, als Fridli eines Tages mit seiner Braut kam, um Vater und Schwester — die Mutter war schon lange tot — in der Heimat zu besuchen. Mit dem Vater kam es zu einer erregten Auseinandersetzung, als Fridli seine neuen „Glaubenssätze“ verfocht, einer Auseinandersetzung, die ihren Höhepunkt erreichte, als der Sohn in der Stube auf den



Gekreuzigten im Herrgottswinkel hindeutete und zum Vater sagte: „Mit diesen allgegenwärtigen Augen kannst du mich nicht mehr schrecken wie in den Kinderjahren, das ist alles nur Aberglauben.“ Die künftige Schwiegertochter stand dabei, sagte aber nichts, sondern lächelte nur spöttisch. Magnus und Verena aber waren entsetzt, der Vater geriet in Zorn und rief dem Sohne zu: „Du bist nicht mehr mein Sohn, wenn du dich nicht änderst.“ Die beiden jungen Leute aber reisten am andern Tage ab und ließen lange nichts mehr von sich hören.

Als nun Magnus zu kränkeln anfang, machte er ein Testament, in dem er Verena zur Haupterin einsetzte und dem Sohne nur seinen Pflichtteil zuerkannte, der nach seinem Tode unschwer mit einem Teil des ersparten Barvermögens abgegolten werden konnte, da das kleine landwirtschaftliche Anwesen nicht hoch eingeschätzt war; Magnus hatte sein Einkommen überwiegend aus der Schmiedearbeit bezogen. Verena war vom Vater über die Bestimmungen seines Testamentes unterrichtet worden und mit der Verfügung des Vaters vollständig einverstanden, sah sie doch darin eine wohlverdiente Strafe für ihren Bruder. Im Hintergrunde stand aber für Verena doch noch ein sehr selbstsüchtiger Gedanke: das übrigbleibende Barvermögen würde es ihrem künftigen Manne ermöglichen, die veraltete Einrichtung der Schmiede zu erneuern, neue Geräte und auch Maschinen anzuschaffen, wie sie jetzt immer mehr aufkamen.

Dann aber wurde Magnus auf ein langes Krankenlager geworfen, das ihm viel Zeit zum Nachdenken ließ. Mehr und mehr beunruhigte ihn das Testament. Da änderte sich plötzlich die Lage. Die Schwiegertochter — Fridli hatte inzwischen geheiratet — schrieb, daß ihr Mann in der Fabrik an einer Maschine verunglückt sei und im Krankenhause schwer darniederliege. Nach einiger Zeit konnte sie aber eine Besserung seines Zustandes melden, und wiederum mehrere Wochen später schrieb Fridli selbst an Vater und Schwester einen Brief, aus dem eine auffallende Sinnesänderung sprach. „Es war mir“,

so schrieb er, „schon bald nach jener überstürzten Abreise aus dem Vaterhause nicht mehr wohl zumute, und ich fing an, gründlich das Leben meiner Kameraden zu beobachten und über mich selbst nachzudenken. Dann kam der Unglücksfall und ein schweres Krankenlager. Im Krankenhaus lag neben mir ein fremder junger Mann, der viel las und mir seine Bücher und Schriften zu lesen gab, in denen meine bisherigen Anschauungen klar widerlegt waren. In den sich daran anschließenden Diskussionen zeigte sich mein Leidensgenosse mir weitaus überlegen und besser unterrichtet, ich konnte seinen Ausführungen keine stichhaltigen Gründe entgegensetzen. Mein Kamerad sagte mir immer wieder: „Du mußt endlich von den Schlagworten deiner bisherigen Kameraden loskommen. Zwar sprechen sie offenbar immer von ihrem angeblich selbständigen Denken, von Gewissensfreiheit,



vom Ablegen von Vorurteilen, vom unbegrenzten Fortschritt der Menschheit. Aber sieh' doch genauer zu: sie berauschen sich an Schlagworten, sind nichts weniger als selbständige Denker. Das Denken dieser Leute bewegt sich immer im Vordergrund ihres irdischen Daseins, sie denken nicht bis zum Ende; denn das fürchten sie im Grunde genommen, sie fürchten, daß sie am Ende kapitulieren müßten vor einer Wahrheit, gegen die sie sich sträuben, einer Wahrheit, die vor allem ihrem Gewissen Pflichten auferlegen würde.' So mahnte mein neuer Freund, und ich dachte nun rücksichtslos bis zum Ende nach. Aber das hätte wohl allein nicht genügt, wenn nicht der lebenserfahrene gütige Geistliche, der uns Kranke immer besuchte, zu meinem Gewissen gesprochen hätte, in dem schließlich die Entscheidung fiel. Und dann war ich wieder daheim, bei Euch in der Stube, und sah die Augen des Gekreuzigten auf mich gerichtet, die ich einst geschmäht habe. In Gedanken bat ich ihn um Verzeihung, und nun bitte ich auch Dich, Vater, und Verena, mir mein irregeleitetes Verhalten zu verzeihen. Meine Genesung macht Fortschritte, aber vollständig werde ich nicht

wiederhergestellt werden, meint der Arzt, doch würde ich wieder arbeiten können."

So schrieb also Fridli. Der kranke Vater aber freute sich in seinem Herzen und hielt sich nun für verpflichtet, sein Testament zu ändern und den reuigen Sohn nicht allzusehr zu benachteiligen. Er errichtete ein neues Testament, in dem er dem Sohne den größten Teil des Barvermögens zusprach. Verena aber trug er auf, da er selbst das Bett nicht mehr verlassen konnte, das erste Testament unverzüglich zu verbrennen. Aber er hatte mit dem Zorn und Starrsinn seiner Tochter nicht gerechnet. Sie glaubte nicht an die Sinnesänderung ihres Bruders oder wollte nicht daran glauben. Fridli und seine Frau hatten bei ihrem Besuche auch über Verenas Rückständigkeit und ihren „Köhlerglauben“ gespottet, das hatte sie schwer getroffen, nein, sie konnte nicht verzeihen. Zudem hätte sie auch den Gedanken einer Neuausstattung der Schmiede zunächst zurückstellen müssen. So wurde Verenas Verhalten bestimmt von Hemmungen ganz verschiedenen Ursprungs, die sich zum Widerstand gegen die Sprache ihres Gewissens verdichteten. Als sie die Augen des Gekreuzigten aus dem Herrgottswinkel auf sich gerichtet sah, wandte sie sich ab und sagte halblaut vor sich hin: „Was willst du? Er hat es doch verdient, du strafst doch auch, und ich nehme es auf mich.“ Dann verließ sie die große Stube, um die Anordnungen zu treffen, die der Tod des Vaters erheischte. Aber so oft sie die Stube wieder betrat, sah sie nun die Augen aus dem Herrgottswinkel anklagend auf sich gerichtet. Sie verhärtete indessen ihr Herz, vollzog den Willen des Vaters nicht, vernichtete also das erste Testament nicht, wagte aber doch nicht, das zweite etwa zu verbrennen, sondern versteckte es. Daß sie sich dadurch strafbar machte, kam ihr nicht in den Sinn.

3.

Schon am Tage nach dem Sterbetag des Schmiedes Magnus änderte sich das Wetter. Ein warmer Föhnwind zog über die Hochrheingegend hinweg und vertilgte den Schnee in zwei Tagen vollständig. Die Sonne schien warm und füllte den Begräbnistag mit dem Leuchten eines Vorfrühlingstages. Fridli konnte aber trotzdem am Begräbnis seines Vaters nicht teilnehmen, da er noch nicht reisefähig war, sondern noch zu Hause von seiner Frau gepflegt werden mußte. Verena aber beachtete den Sonnenschein nicht und verspürte auch nicht den linden Wind, der vom Süden über die Berge kam. In ihrer Seele herrschte trübes Wetter, sie wäre fast am Grabe zusammengebrochen, wenn ihr Verlobter sie nicht gestützt hätte. Der Abschied vom Vater erschütterte sie, und begangenes Unrecht bedrückte ihre Seele. Franz kannte sie sonst als ein starkes Mädchen, das sich von keinen Schwierigkeiten so leicht niederdrücken ließ. Ihr Verhalten beunruhigte ihn jetzt. Auf dem Heimweg vom Begräbnis fragte er sie deshalb: „Verena, was bedrückt dich denn so schwer?“ Aber Verena gab keine Antwort.

Franz ahnte indessen den Grund. Denn Verena hatte ihm vor einiger Zeit gesagt, der Vater wolle sein Testament zugunsten ihres Bruders ändern und hatte sich darüber sehr unwillig gezeigt, während er selbst glaubte, daß man dagegen nichts einwenden dürfe. Er wußte auch vom Vater, daß dieser Verena beauftragt hatte, sein erstes Testament zu verbrennen. Daran dachte er nun auf dem Heimwege und fragte schließlich Verena: „Hängt deine Unruhe vielleicht mit dem Testament zusammen?“ Aber Verena antwortete ihm nur mit einem unwirschen „Ach was!“, dann schwieg sie wieder. Zu Hause sprach sie nur wenig mit den Trauergästen, die in der großen Stube bewirtet wurden, sondern machte sich meistens in der Küche zu schaffen, und als Franz sie dort aufsuchte, traf er sie an, wie sie unbeweglich dastand, starr zum Fenster hinaussah und schließlich mit einer unwilligen Bewegung sich umdrehte, während sie, wie schon auf dem Heimwege, hervorstieß: „Ach was!“ Nach dem Seelenamte für den Vater am folgenden Tage stellte Franz wieder eine Frage an Verena, erhielt aber eine ausweichende Antwort. Franz war sehr niedergeschlagen wegen des halstarrigen Verhaltens seiner Verlobten, hoffte aber doch noch immer auf eine Wendung in ihrer Gesinnung, da er doch sah, wie sie voll Unruhe war und es in ihr kämpfte. Diese Wendung aber kam dann in ganz unerwarteter Weise.

4.

Es war nämlich gerade die Zeit gekommen, da an einem Sonntag um den 6. März in Säckingen das Fridolinsfest gefeiert werden sollte. Vom ganzen Hochrheingebiet zu beiden Seiten des Rheins pflegten da viele Menschen zum Fridolinsmünster zu pilgern, um das Fest des Alemannenapostels mitzufeiern. Omnibusse fuhren damals noch keine, sondern man fuhr mit der Eisenbahn oder pilgerte betend und singend in größeren oder kleineren Gruppen zum Fridolinsheiligtume. Da kam nun Franz der Gedanke, er könnte vielleicht Verena ihrem Vorsichhinbrüten entreißen, wenn er sich mit ihr einer solchen wallfahrenden heimatlichen Gruppe anschlosse, und insgeheim hoffte er doch ein wenig, es könnte mit der Wallfahrt ein Gesinnungswandel bei Verena verbunden sein. Aber Verena lehnte zuerst ab mit dem Hinweis, daß ja eben erst der Vater gestorben sei, so daß es sich nicht schicke, an einem Feste teilzunehmen. Aber schließlich hatte Franz mit seinem Vorschlag doch Erfolg bei Verena, als er sie darauf hinwies, daß es sich doch nicht um ein weltliches, sondern um ein kirchlich-religiöses Fest handle, das sei eine ganz andere Sache. Verena willigte ein, sie versprach sich eine Ablenkung von ihrer seelischen Bedrängnis, wie sie später Franz erzählte, als sie sich ihm ganz offenbarte.

In aller Frühe brach man nun am Festtage auf und pilgerte zu Fuß mit Freunden und Bekannten durch das Rheintal westwärts nach der Fridolinsstadt. Es war wiederum ein



schöner Vorfrühlingstag, der die Pilgerstimmung freudig hob. Als die Sonne emporstieg und die leichten Nebel vom Rheinstrom und den Bergen vertrieb, wanderten die Pilger fröhlichen Herzens durch die leuchtende Vorfrühlingslandschaft. Wohl fiel das gedrückte Wesen Verenas bei den Bekannten ein wenig auf, aber man schrieb es der Trauer um den Tod des Vaters zu. Als dann die Sonne immer höher stieg und die letzten Nebelschwaden vom Eggberg und den steilen Jurabergen vertrieb, waren Tal und Höhen, Himmel und Erde in ein festliches Licht getaucht. Glockenklänge zogen von den Höhen und aus den Gebirgsbuchten durch das Tal, und vom Fridolinsmünster her, das am Bogen des im frühen Lichte blaßgrün schimmernden Rheinstroms mit seinen zwei Türmen vor dem steil ansteigenden Hintergrund der bläulichen Jurahöhen als Gottesburg über die Häuser emporragte, kam ein tiefes feierliches Summen: die große Fridolinsglocke kündete vom Feste des Alemannenapostels. Es klang tief und schwer, wie wenn das Gebet des Landes und seiner Bewohner aus der Zeitentiefe der Jahrhunderte an die Menschenseelen der Gegenwart rühren wollte. Von beiden Seiten des Rheines zogen nun die Pilger in Scharen zum Münster, um dem feierlichen Hochamte beizuwohnen und die Festpredigt zu Ehren Sankt Fridolins zu hören.

Mit der eilenden Menge betraten auch Franz und Verena das hochragende, farbenfrohe Kirchenschiff, fanden es aber schon dicht gefüllt vor, so daß sie im Hauptgange stehen bleiben mußten.

Mit einem feierlich durch den Kirchenraum brausenden *Veni Creator* bestieg ein wortgewaltiger Festprediger die Kanzel und fand Zugang zu den Herzen der gläubigen Hörer.



Dann vollzog sich in feierlichem Auf- und Abstieg der heilige Rhythmus des Hochamtes und ließ die weiten Räume erklingen vom Beten und Singen der Priester und den rauschenden Klängen der Orgel und einer Missa solemnis des Chores.

Da stand nun Verena im schwarzen Trauerkeide neben Franz an eine Kirchenbank gelehnt, hörte und sah, in ihrem unruhewollen Herzen von einer schweren Last bedrückt, alles wie aus weiter Ferne. Nun sah sie empor zu dem Freskogemälde über dem Chorbogen, das ihre besondere Aufmerksamkeit erregte. Dieses Gemälde stellt aber eine Szene aus der Fridolinslegende dar. Diese berichtet, daß Sankt Fridolin für seine Klostergründung in Säkingen von einem gewissen Ursus in Glarus großen Besitz als fromme Schenkung erhalten habe, und zwar mit Zustimmung seines Bruders Landulph. Als aber Ursus bald darauf starb, habe Landulph in Mißachtung der Schenkung den ganzen Besitz seines Bruders widerrechtlich an sich gerissen. Fridolin suchte nun sein Recht vor dem Grafengericht, aber ohne Erfolg. Man bedeutete ihm schließlich, er solle doch den Schenker als Zeugen vor

das Gericht bringen, was offenbar nur als Hohn gemeint sein konnte, da Ursus doch gestorben war. Nun ließ Sankt Fridolin durch den Grafen Baldeberch einen Termin für eine gerichtliche Entscheidung in Rankweil festsetzen, begab sich nach Glarus, ließ dort das Grab des Ursus öffnen, erweckte diesen zum Leben und führte ihn nach Rankweil vor den Richter, wo nun Ursus seinen anwesenden Bruder wegen seines Unrechts zur Rede stellte, worauf dieser sofort nicht nur den von Ursus geschenkten Besitzteil an Fridolin zurückgab, sondern auch noch seinen eigenen Anteil hinzufügte. Darauf führte Fridolin Ursus wieder in seine Ruhestätte zurück.

Diese Legende hat nun mehrfach zu künstlerischen Darstellungen angeregt, und so hat auch das Gemälde über dem Chorbogen das Erscheinen Sankt Fridolins mit dem auf erweckten Ursus vor dem Grafengericht zum Gegenstand. Fridolin führt den in weiße Leintücher gehüllten Ursus vor den Richter, der entsetzt zurücktaumelt. Da man im Mittelalter bei Besitzstreitigkeiten sein Recht nur durchsetzen konnte, wenn man eine Kauf- oder Schenkungsurkunde vorlegen konnte, so trägt Ursus dementsprechend ein solches Dokument in der Knochenhand und weist es dem Richter.

Nun hatte Verena zwar bei früheren Besuchen des Münsters dieses Gemälde schon einige Male gesehen, aber doch nicht alle



Einzelheiten der Darstellung beachtet. Heute aber richtete sich ihr Blick immer wieder auf die Urkunde in der Hand des aus dem Grabe erschienenen Ursus. Schließlich stieß sie ihren Verlobten Franz mit dem Ellenbogen an und fragte ihn, mit einer Bewegung des Kopfes hinauf zum Bilde deutend: „Was trägt denn Ursus dort in der Hand?“ Ein Blick auf das verstörte Aussehen Verenas belehrte Franz sofort, was sie in Erregung versetzte: eine Schuld drückte auf ihr Gewissen, ihr Hinstarren auf das Dokument in des Ursus Hand erklärte ihm alles. Jetzt mußte im Gewissen Verenas die Entscheidung fallen. Entschlossen, diese Entscheidung herbeizuführen, flüsterte er Verena ins Ohr: „Der vom Tode erweckte Ursus bezeugt seinen letzten Willen

durch ein Testament, das er dem Richter überbringt." Franz sagte absichtlich nicht „Schenkungsurkunde“, sondern „Testament“. Die Wirkung zeigte sich sofort: Verenas Gesicht wurde ganz bleich, sie fing an zu zittern und mußte sich an Franz festhalten. „Wir gehen jetzt hinaus aus der Kirche“, sagte nun dieser, „ich sehe, daß es dir nicht gut ist. Komm, es wird nicht auffallen, so etwas kommt bei solch einem Gedränge oft vor.“ Und nun führte er die bleiche Verena durch die Platz machende Menge in die Vorhalle der Kirche. Dort wollte aber Verena das Ende des Hochamtes abwarten und lehnte sich an die Wand. Zu Franz aber sagte sie: „Ich kann dir nichts mehr verheimlichen, ich stand im Gerichte Sankt Fridolins und wurde für schuldig befunden. Aber es ist noch nicht zu spät, schon morgen werde ich die Sache in Ordnung bringen.“ Sie schaute wie um Vergebung bittend zu Franz auf, und als er ihr lächelnd die Hand drückte, atmete Verena tief auf, wie man es tut, wenn einem eine große Last von der Seele gefallen ist. Verenas blaß gewordenes Antlitz rötete sich wieder, ihre Gestalt straffte sich wie immer, wenn sie einen Entschluß gefaßt hatte. Beide traten wieder in das Münster und blieben im Hintergrunde stehen. Der Priester am Altare betete gerade das Schlußgebet der Fridolinsmesse, durch deren Gebete alle die Bitte um Befreiung von allzu irdischen Begierden klingt, wie es denn am Schlusse heißt: „Herr, wir bitten: die häufige Feier der Geheimnisse möge uns heilsam sein, durch die Fürsprache des heiligen Abtes Fridolin von den irdischen Begierden uns be-

freien und die Liebe zum Himmlischen lehren.“ Verena las den deutschen Text in ihrem Buche mit und fühlte sich betroffen. Dann sagte sie zu Franz: „Ich war am Anfang des



Hochamtes nicht bei der Sache, ich muß etwas nachholen“, und sie kniete nieder. Als ihr Franz über die Schulter ins Gebetbuch blickte, sah er: Verena betete das Confiteor.

J. Enderle

Wer Bienenzüchter werden will . . .

1. Wer Bienenzüchter werden will, soll — wenn irgend möglich — zu einem tüchtigen Imker in die Lehre gehen. Denn auch gerade hier fällt kein Meister vom Himmel! Daneben muß er auch theoretisch sein Wissen an der Hand eines guten Lehrbuches ergänzen und sich durch fleißiges Studium einer einschlägigen Zeitschrift auf dem laufenden erhalten.

2. Nur klein soll der Anfänger mit seiner Tätigkeit beginnen; denn allmählich gelangt er durch wenig, aber gründliche praktische Arbeit zu Fertigkeiten und weiteren Kenntnissen — ohne erst durch großen Schaden klug zu werden. Zwei oder drei Völker auf dem eigenen Stande genügen anfangs.

3. Am besten ist es, wenn der zukünftige Imker seinen Betrieb mit neuen Wohnungen beginnt, die er mit Hilfe und gutem Rat eines Alt-Imkers mit Schwärmen oder älteren Völkern besetzt. — Kauft er Völker mit alten Wohnungen, dann nur von einem zuverlässigen Züchter, der ihm volle Gesundheit der Völker garantiert. — Dieselbe Garantie (faulbrutfrei!) muß er verlangen, wenn er alte leere Wohnungen für seinen neuen Stand erwirbt. Außerdem muß er durch gründliches Abkratzen und Ausscheuern mit heißem

Sodawasser für Reinigung der Wohnungen sorgen. Gründlich austrocknen lassen!

4. Alle Wohnungen müssen einheitliches Maß haben, das erleichtert den Betrieb für spätere Jahre! Grade vom Anfänger wird oft dagegen gesündigt.

5. Der Anfänger verspreche sich nicht goldene Berge! Er muß auch — ebenso wie der erfahrene Imker — mit Mißerfolgen rechnen. Er soll aber dabei stets des großen indirekten Nutzens eingedenk sein, den die kleine Biene durch Befruchtung der Nutzpflanzen dem Menschen leistet, der auf das Zehnfache des direkten Nutzens durch Honig- und Wachs-erzeugung geschätzt wird — und er soll darum die Flinte nicht gleich ins Korn werfen!

6. Zwar liegt kaum die Gefahr der Übervölkerung einer Gegend durch Bienen vor, aber doch ist nicht überall ein reichlich gedeckter Tisch für die Immen vorhanden. Deshalb soll auch der Anfänger, sei es ein Kleingärtner, ein Landwirt oder sonst einer, dem die passende Gelegenheit geboten ist, durch Schonung honigender und pollentragender Gesträuche (Weide, Schneebeere) und durch Anbau geeigneter Kulturpflanzen besonders für die Überbrückung aller Trachtpausen und -lücken sorgen!

S. H.